Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 9

Artikel: Gesichter überm Bärengraben

Autor: Frei, Otto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636206

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ehrgeizes und ein Aeußeres, dem man die Bauernabstammung in keiner Weise mehr ansah.

Als nun der kleine Louis sah, mit welcher Vornehmheit der Vater das weiße Taschentuch aus dem schwarzen Gehrock zog, fühlte er sich sofort wieder eins mit ihm. Er vergaß das Krankenbett und die schönen Geschichten und seine Blicke hängten sich bewundernd an den Vater.

Die Mutter war eine einfache Frau gewesen. Zwar war sie einer guten, sogar vornehmen Familie entstammt, war gut erzogen, spielte Klavier, verstand zu lesen und sprach mehrere Sprachen. Nur eins hatte sie nicht verstanden: Diese verborgenen Talente ins rechte Licht zu rücken.

Diesen Mangel verzieh Herr Carl Weitbrecht seiner Frau nie ganz. Zeit seines Lebens hatte er danach gestrebt, vorwärts, emporzukommen. Was ihn anbetraf, so hatte er keine Mühe und keine Kosten gescheut, seinen Zielen immer näher zu rücken. Und es war ihm auch manches gelungen. Er wußte aber, wie sehr äußerer Glanz, ein offenes Haus, gute, durch Gastfreundschaft erworbene Verbindungen solche Bestrebungen zu fördern vermögen, und es wäre ihm in seiner Laufbahn noch weit mehr gelungen, wenn seine Frau sich auf eben diese Dinge besser verstanden hätte.

Als Carl Weitbrecht ungefähr fünfzehn Jahre alt war, hatten seine Eltern ihr winziges Gütchen verkauft und einen großen Pachthof übernommen, dessen Besitzer ein alter bernischer Oberst war. Dieser Oberst hatte damals aus zweiter Ehe eine Tochter besessen, die nur wenig jünger war als Carl, und die viel auf dem Gute ihres Vaters weilte. Dieses Mädchen, das nach der Ansicht seiner Eltern unerreichbar hoch über ihm stand, gedachte sich Carl in seinen jungen und ehrgeizigen Träumen zu erringen, und da das Oberstenkind weltfremd und unerfahren war, war es ihm auch gelungen, eine kleine Jugendliebe in ihr zu entflammen. Aber dadurch, daß der Oberst seine Tochter für zwei Jahre in ein Pensionat nach Frankreich schickte, fiel diese Liebe von selbst in sich zusammen.

Dieses jungen Mädchens nun, das jetzt freilich die dreißig schon überschritten hatte, erinnerte sich Herr Carl Weitbrecht in seiner Witwerschaft. Er wußte, daß die Familie des Obersten durch irgend einen unglücklichen Zufall ihr Vermögen eingebüßt, ja, daß der alte Herr sogar die schönsten Wiesen und Aecker seines Landgutes verkauft hatte und daß nach des Obersten Tode seine Tochter sich mit der alternden Mutter, einem verwachsenen Stiefbruder und einer jungen, kränkelnden Verwandten auf das geschmälerte Gut zurückgezogen hatte.

Unter so beschaffenen Umständen konnte Weitbrecht in seiner jetzigen Stellung wohl als ein annehmbarer Freier gelten. Er hatte sich außerdem erkundigt und erfahren, daß es Cécile — so hieß die Oberstentochter — recht schwer fiel, das Gut zu bewirtschaften, da sie mit Knechten und Mägden funktionieren mußte, und daß sie sich mit ihren verschiedenen unselbständigen Verwandten keine leichte Last aufgebürdet hatte. —

Einem Manne von der Geschicklichkeit Weitbrechts fiel es nicht schwer, einen schicklichen Vorwand zu finden, unter dem er den Ort, wo er einige seiner Jugendjahre verlebt hatte, wieder aufsuchen konnte. Er nahm also sein Söhnlein bei der Hand und zog mit ihm in bester Haltung und mit einem wehmütigen Trauerblick auf dem Gutshofe auf.

Cécile, die ein gutes Gedächtnis hatte, erkannte ihn sogleich wieder, obgleich er jetzt einen wohlgepflegten Vollbart trug. Sie stellte ihn ihrer Mutter vor, erkundigte sich nach seinen Schicksalen und erfuhr von ihm, daß er vor wenigen Monaten Witwer geworden war. Sie nahm ohne weiteres an, daß dieses Vorkommnis ihm großen Schmerz verursacht habe und bedauerte ihn herzlich. Sie holte seinem Büblein die schönsten Aepfel aus dem Keller und führte den Kleinen, um ihm Freude zu machen, zu einem Zwinger, wo eben eine schöne Berner Sennenhündin mit ihren vor einigen Wochen geworfenen Jungen sich herumtollte.

Der Vater folgte nach einiger Zeit seinem Söhnchen, besah sich ebenfalls die schönen Tiere und sagte, er habe nicht gewußt, daß Cécile auch noch Hunde züchte, und es bringe gewiß manch Unangenehmes mit sich. Doch sie belehrte ihn lebhaft eines andern, redete mit ihm über mancherlei Dinge, so daß es ihm schließlich einiges Unbehagen verursachte, zu sehen, wie sie so ganz von ihren landwirtschaftlichen Pflichten eingenommen war, und er zweifelte schließlich, ob sich die Oberstentochter noch zur vornehmen Dame eignete, wie er sie sich wünschte. Doch sagte er sich gleich darauf, daß sie Bäuerin geworden sei aus Not und um ihre Familie gleichsam über Wasser zu halten, und daß all dies, was er jetzt beanstandete, sich sofort ändern würde, wenn er Cécile in eine günstigere Lebenslage versetzte.

So schied er denn nicht ohne Hoffnung, um so mehr, da sie ihn herzlich zum Wiederkommen eingeladen hatte.

Als das Trauerjahr vorüber war, in welchem er, allein oder mit seinem Söhnchen, verschiedene Besuche auf dem Hofe gemacht hatte, da waren seine Pläne auch schon so weit gediehen, daß er genau wußte, wie man die verschiedenen Familienglieder, die Cécile anhingen, auf eine anständige Weise versorgen und er seine Frau allein für sich behalten könnte. Er hatte auch durch einen Notar die genaue Vermögenslage Céciles und des Gutes insgeheim feststellen lassen, und eben davon hing es ab, wie die verschiedenen Angelegenheiten geregelt werden konnten. Selbst einen Käufer, der den Hof mit Schiff und Geschirr zu annehmbarem Preise erwarb, hielt er sich bereit, und auch für die edlen Hunde, die sich damals in größerer Zahl auf dem Gut befanden und mit deren Zucht sich der neue Eigentümer nicht befassen wollte, wußte er Abnehmer.

So saßen sie denn eines Sonntags auf der Bank unter einem Apfelbaum und beredeten die Sache. Cécile hatte schon vorher seine schriftliche Werbung empfangen, hatte aber weder ja noch nein gesagt, da sie ihn weder liebte, noch Abneigung gegen ihn empfand, sondern hatte beschlossen, die Lösung dem Zufall und dem Schicksal zu überlassen. Sie war nun über dreißig, hatte Jahre hinter sich, von deren Not und Bedrängnis niemand wußte, und fühlte sich manchmal müde und ausgeschöpft. Nach dem Tode des Vaters und dem Vermögensverlust hatte sich der Bräutigam zurückgezogen und sich noch rechtzeitig vor einer öffentlichen Verlobung gerettet. Jetzt hatte sie für drei Wesen zu sorgen, die in ihren feinen Herzen wohl fühlten, welche schwere Last sie für sie bedeuteten, und die gerade darum nie empfinden durften, daß sie wirklich eine Last waren. Sie liebte alle drei herzlich und mit einem zähen Familien- und Zusammengehörigkeitsgefühl. Und darum gab es da keine Klagen und kein Jammern. Sie führte auch kein Tagebuch. Dazu gebrach es ihr an Zeit und es hätte es gerade jemand von denjenigen einmal lesen können, die es am wenigsten lesen durften. (Schluß folgt.)

Gesichter überm Bärengraben.

Von Otto Frei.

Was auf der Welt ist noch so drollig und unterhaltsam wie diese kugeligen kleinen Spaßmacher im hintern Bärengraben! Und daher kommt es ja, daß sich ihr Ruf und Ruhm, wie der eines weisen Mannes, buchstäblich über die ganze Welt verbreitet. Sie selber, freilich, wissen und merken noch immer nichts von ihrer Berühmtheit — zum Glück. Denn sonst würden sie ja ihren Ruhm geflissentlich noch zu mehren suchen, sie würden sich zieren, sich zu „geben" suchen und damit gerade das, was wir an ihnen so köstlich und unvergleichlich finden, auf ganz unverzeihliche Weise preisgeben: ihre unverschminkte spitzbübische Natürlichkeit. Nein — Gott sei Dank — sie haben noch gar keinen Schliff.

Und das ist ja wohl das Geheimnis ihrer großen Berühmtheit. Denn wir Menschen, die wir uns täglich dreimal waschen, fünfmal pudern und siebenmal scheiteln, wir

hegen hinter all unserer Kultur und Geziertheit doch immer eine unbeschreiblich rührselige Schwäche für alles, was nicht gewaschen, nicht gepudert und nicht gescheitelt ist, für das Ungezierte und Spitzbübischnatürliche. Siehe da — und so gewinnen diese kugeligen kleinen Spaßmacher im hintern Bärengraben ohne ihr Wissen und ohne unser Zutun eine große, fast unverzeihlich große Macht über unser Herz — jawohl, über das Herz eines jeden von uns.

Darüber könnte man ja eine lange und gescheite Abhandlung schreiben. Aber wir machen es uns leichter. Wir stehlen uns unvermerkt mitten in den dichten Kreis der Zuschauer, die sich da wie zu einem ergötzlichen Theater zusammengefunden haben; wir äugen verstohlen nach rechts und nach links und blicken gespannt in die vielen unterschiedlichen Gesichter, deren jedes eine so laute und deutliche Sprache spricht.

Unanständig, sagt ihr?

In Gottes Namen, so seien wir zur Kurzweil halt einmal ein wenig unanständig!

Der Kaufmann.

Im Gesicht dieses ewigen Rechners und Profitmachers, möchte man glauben, stehen sonst lauter Zahlen. Die Augen: zwei blinkernde Zahlen, die Nase: eine gewaltige Zahl, die Wangen: zwei schwere Zahlen, und der Mund das Gleichheitszeichen dazwischen... Lacht nicht! Denn manchmal ist in diesem Gesicht ein so deutlicher Widerstreit, daß es einen dünkt, es käme Leben in diese Zahlen und sie stünden gegeneinander auf.

Jetzt beugt sich der Mann über die Rundmauer.

Unten treiben die kleinen Possenmacher ihre drolligen Scherze.

Und das Wunder geschieht: Ueber das grüblerische Kaufmannsgesicht, dieses immer offene Rechenbuch, huscht es für einen Augenblick wie Befreiung und Vergessen. Und ich weiß, nun denkt der gute Mann an alles Liebe und Schöne in der Welt, nur nicht an — Zahlen.

Die Dame.

Sie hat einen feinen, aber deutlichen Hauch von Unnahbarkeit im Gesicht; einen stillen Duft, sozusagen, der vom reichen Prunk ihrer großen sonnigen Gemächer kommt. Aus ihren Augen blickt jene seltsame ernste Feierlichkeit, die weder auf die Straße noch ins Theater, sondern nur in die Abgeschiedenheit überschatteter Gärten und etwa noch in den Glanz einer illustren Abendgesellschaft paßt. Es gibt noch solche Menschen, und alle Ausgelassenheit und lose Unsauberkeit — auch im Harmlosesten — ist ihnen eine Qual.

Jetzt beugt sich die Dame über die Rundmauer.

Unten treiben die kleinen Possenmacher ihre losen Scherze.

Und das Wunder geschieht: Um den feinen Mund der Unnahbaren geistert plötzlich ein ungewohntes sanftes Zucken. Etwas wie ein freundliches Sonnenlichterspiel verbreitet sich mehr und mehr über ihr ganzes Antlitz. Und jetzt — meiner Treu — jetzt runden sich ihre Wangen zu einem vollen lauten Lachen:

„Diese lieben kleinen Unfläte!"

Der Phlegmatiker.

Dieses Gesicht gleicht einer weiten, trägen Hügellandschaft, über die seit Erschaffung der Welt noch nie ein Gewitter gegangen ist. Zwar — dieser Mann kann wohl noch lachen; aber er ist mit den Jahren so geruhig und erdenschwer geworden, daß er um einer Kleinigkeit willen sicherlich nicht mehr lacht. Ein ganz grober faustdicker Witz vermag ihn vielleicht noch zu kitzeln, ja; aber auch der nur für eine kurze schnelle Sekunde. Denn es gibt ja längst keine neuen Witze mehr; sie sind alle alt und hundertfach verbraucht...

Jetzt beugt sich der Mann über die Rundmauer.

Unten treiben die kleinen Possenmacher ihre drolligen Späße.

Und das Wunder geschieht: Ueber das Antlitz des erdenschweren Mannes zuckt Blitz um Blitz, und dazwischen rollt ab und zu dumpf ein Donner des Lachens. Man sieht — ein Mensch, der alle Lustigkeit der Welt längst ausgekostet haben will, lacht nun ganz abgründig über einen neuen ewig unverbrauchten Witz.

Das Kind.

Es ist ein Kind wie andere Kinder — gesund, zappelig, vorwitzig und vorlaut. Wie es an der Hand der Mutter dahertrippelt, glänzt es übers ganze Gesicht vor Lust und und froher Laune, und man denkt sich: Fürwahr, das ist nun die fleischgewordene, leibhaftige junge Lebensfreude selbst, und eine reinere Vergnügtheit und ein helleres Entzücken gibt es nicht.

Jetzt steht das Kind an der Rundmauer und streckt den Krauskopf durch die Gitterstäbe.

Unten treiben die kleinen Possenmacher ihre drolligen Scherze.

Und das Wunder geschieht: Das Kind lacht nicht mehr, es krächzt; es jubelt nicht mehr, es jauchzt. Und von Minute zu Minute steigt sein Entzücken, es steigt bis zur Verzückung, die keine Worte mehr hat. Das macht: das Kind hat in den kugeligen kleinen Spaßmachern seine wesensverwandten Gespielen erkannt, Brüderlein und Schwesterlein...

Der Kranke.

Müde, auf einen starken Knotenstock gestützt, hat auch er sich an diese Stätte der Kurzweil herübergeschleppt. Früher, als er noch seine roten Backen hatte, ist er unter Kameraden selber die wandelnde lachende Kurzweil gewesen; nun muß er sie allerorten suchen. Und dazu weiß er, daß das Leben mit seiner harten Hand eine Chronik des Leidens in sein Antlitz geschrieben hat, so daß sein Anblick aller Welt zum Unbehagen sein muß. So kam zum Unglück noch die Verbitterung, und wer nun dem Kranken offen ins Gesicht blickt, der kann einen heillosen Trotz und eine blutige Menschenverachtung aus seinen Zügen lesen.

Jetzt hält er an und beugt sich über die Rundmauer.

Unten treiben die kleinen Possenmacher ihre ulkigen Scherze.

Und das Wunder geschieht: der Kranke fährt sich mit der Hand über die Stirn; um seine Augen wird es mehr und mehr Licht; jetzt lächelt er — ganz zag, aber er lächelt wirklich, und für eine kleine Weile fühlt er sich wieder stark und munter und mit aller Welt ausgesöhnt — wie einst, als er noch seine roten Backen hatte.

Und der Dichter.

Er ist es gewohnt, im verwucherten Garten des Lebens alle guten Kräuter und schönen Blumen beim wahren Namen zu nennen, einen großen, vollen Kranz daraus zu winden und diesen alsdann der verwunderten Welt vor die Füße zu legen. Da bleibt ihm nun an diesem Ort des harmlosesten Vergnügens nur eines übrig:

Sich von Herzen zu freuen!

Darüber, daß er hier auf einem Erdenfleck steht, wo die letzten Schranken zwischen Mensch und Mensch fallen. Wo man sich, über allen Zwiespalt und Hader des Tages hinweg, die Hände zur Versöhnung reicht. Wo sich alle Unterschiede der Köpfe, der Herzen und der ungleichen Geldsäcke — für eine Weile wenigstens — verwischen... in jenem launigen und unvergleichlichen Lachen nämlich, das von Herzen kommt und zu Herzen geht.